

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Kittler, Friedrich A.

Die Wahrheit der technischen Welt

Essays zur Genealogie der Gegenwart

Herausgegeben und mit einem Nachwort von Hans Ulrich Gumbrecht

© Suhrkamp Verlag

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 2073

978-3-518-29673-8

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 2073

Wenige deutsche Geisteswissenschaftler der letzten 50 Jahre haben die kulturelle Situation unserer Zeit, einschließlich ihrer akademischen Strukturen, so nachhaltig geprägt wie Friedrich Kittler. Seine Schriften trugen entscheidend dazu bei, daß Radios, Grammophone und Computer nicht nur zu einer kulturellen Faszination, sondern auch zum Gegenstand der philosophischen Reflexion geworden sind. Der Band versammelt Abhandlungen Kittlers aus nahezu 40 Jahren und zeigt das enorme Spektrum, die Intensität und die singuläre Kreativität seines Denkens.

Friedrich A. Kittler (1943-2011) war emeritierter Professor für Ästhetik an der Humboldt-Universität zu Berlin und lehrte u. a. in Yale, Berkeley und Stanford.

Hans Ulrich Gumbrecht lehrt Komparatistik in Stanford. Zuletzt erschienen: *Nach 1945. Latenz als Ursprung der Gegenwart* (2012) und *Präsenz* (stw 1942).

Friedrich A. Kittler
Die Wahrheit
der technischen Welt

Essays zur Genealogie der Gegenwart

Herausgegeben und
mit einem Nachwort
von Hans Ulrich Gumbrecht

Suhrkamp

Unterstützt von der Hubert Burda Stiftung



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 2073

Erste Auflage 2013

© Suhrkamp Verlag Berlin 2013

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag nach Entwürfen von

Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-29673-8

Inhalt

I. Emergenz einer historischen Sensibilität

| | |
|---|----|
| Der Dichter, die Mutter, das Kind. Zur romantischen Erfindung der Sexualität | 9 |
| Nietzsche (1844–1900) | 26 |
| Lullaby of Birdland | 41 |
| Der Gott der Ohren | 60 |
| Flehsig/Schreber/Freud. Ein Nachrichtennetzwerk der Jahrhundertwende | 76 |

II. Kulturgeschichte als Mediengeschichte

| | |
|---|-----|
| Romantik – Psychoanalyse – Film: Eine Doppelgängergeschichte | 93 |
| Medien und Drogen in Pynchons Zweitem Weltkrieg | 113 |
| »Heinrich von Opferdingen« als Nachrichtenfluß | 132 |
| Weltatem. Über Wagners Medientechnologie | 160 |
| Die Stadt ist ein Medium | 181 |
| Rock Musik – ein Mißbrauch von Heeresgerät | 198 |
| Signal-Rausch-Abstand | 214 |
| Die künstliche Intelligenz des Weltkriegs: Alan Turing | 232 |
| Unconditional Surrender | 253 |
| Protected Mode | 272 |
| Es gibt keine Software | 285 |
| Il fiore delle truppe scelte | 300 |

III. Griechenland als seinsgeschichtlicher Ursprung

| | |
|---|-----|
| Eros und Aphrodite | 329 |
| Homerus und die Schrift | 342 |
| Das Alphabet der Griechen. Zur Archäologie der Schrift | 351 |
| Im Kielwasser der Odyssee | 360 |

| | |
|--|-----|
| Martin Heidegger, Medien und die Götter Griechenlands. | |
| Ent-fernen heißt die Götter nähern | 377 |
| Pathos und Ethos. Eine aristotelische Betrachtung | 391 |
| Nachwort | |
| Mediengeschichte als Wahrheitsereignis. Zur Singularität von Friedrich A. Kittlers Werk | 396 |
| Textnachweise | 423 |
| Namenregister | 427 |

I. Emergenz einer historischen Sensibilität

Der Dichter, die Mutter, das Kind

Zur romantischen Erfindung der Sexualität

Das Mittelalter hatte etwas, das Sippe hieß. Seit dem 18. Jahrhundert heißt der Verwandtschaftscode Familie. Die Sippen unterstanden dem Gesetz der Exogamie, das sie verknüpfte, und schrieben ihre Nachkommen den Achsen der Generationen und der Geschlechter ein. Die Familie introjiziert ihren Kindern Normen und Imagines, die die binäre Geschlechterdifferenz unterlaufen, und produziert Seelen, die der Inzestwunsch sexualisiert.¹

Bei Parzivals Geburt erwähnt Wolfram einzig, daß Mutter und Frauen dem Neugeborenen die Beine spreizen und dem erblickten *visselin* zuliebe Liebkosungen schenken. Der Sohn, auf der Geschlechterachse codiert, erhält zum Attribut den Phallos, der Lust und Macht symbolisch koppelt, d. h. zu exogamen Allianzen und ritterlichen Abenteuern bestimmt. Die Sippe untersteht der Metapher *visselin* = *swert* (*Parzival* II, 112, 21-28), die hin und her durchlaufen und von Freud um den Preis, sie mit Natur zu verwechseln, auch wieder ausgegraben werden konnte.

Vergebens kleidet Herzloyde, statt das Spiel der Metapher zu fördern, vor lauter Liebe den abenteuersuchenden Sohn in eine Narrentracht, deren weltliches Echo ihn ihr zurückbringen soll (III, 126, 21-29). Denn eine *ars amandi* und ein Gesetz, die eins sind, entrücken Parzival der mütterlichen Doppelbindung: *Cond-wirâmûrs* mit dem sprechenden Namen initiiert in eine zumal als *amor de lonh* strikt exogame Erotik. Der alte Gurnemanz untersagt an Vaters Statt dem Jüngling jede Berufung auf Kindheit und Mutterworte, um ihn der Generationenachse einzuschreiben. Der matrilineare Onkel endlich, der wie in anderen Kulturen auch gerade kraft seiner Differenz zum realen Vater symbolischer ist, artiku-

1 Statt ständiger Verweise nenne ich zu Theorie und Historik: Philippe Ariès, »Le XIX^e siècle et la révolution des mœurs familiales«, in: *Renouveau des idées sur la famille*, hg. von Robert Prigent, Paris 1954, S. 111-118; Michel Foucault, *Sexualität und Wahrheit*, Bd. I, *Der Wille zum Wissen*, Frankfurt/M. 1977; ders., *Die Ordnung der Dinge: Eine Archäologie der Humanwissenschaften*, Frankfurt/M. 1971, S. 307-412; Jacques Lacan, »La famille«, in: *Encyclopédie française*, hg. von A. de Monzie, Bd. VIII, Paris 1938, 40.3-42.8.

liert als Beichtvater die Verwandtenblutschuld, als Genealoge zwei Sippen und deren Allianzen. Die Tumbheit endet mit dem Wort der symbolischen Ordnung, das Herzeloide verschwieg. Und weil Trevrizent auch nie erzählte Träume der werdenden Mutter über Parzival kennt und ihm erzählt (IX, 476, 27-30), bleibt kein ungesagter Rest, der den Helden heimsuchen und einer Psychologie oder Psychoanalyse auf tun könnte. Folgenlos erlischt die inzestuöse Doppelbindung.

Der Code der konjugalen Kernfamilie, der im 17. und 18. Jahrhundert beim intellektuellen Bürgertum aufkam und im 19. zur *Koinè* wurde, opponiert dem Sippencode durchaus. Politische, juristische, ökonomische Macht und Verwandtschaft fallen auseinander. Aus dem Haushalt wird eine Familie, der allein die Primärsozialisation der wenigen und geplanten Kinder, sie aber der Familie allein zufällt. Der reale Vater verliert unter seiner Last, zugleich symbolischer sein zu müssen, den Primat an die Mutter, die als neue Familienmitte die einstigen Ammen ersetzt wie, paradoxerweise, ein Ursprung einen Ersatz. Intimität und Erziehung binden die wenigen Kinder an Elternimages und überlagern eine Liebe, die Freud als inzestuöse Übertragungsliebe entzifferte, dem Exogamiesgesetz: Wenn sie Mütter oder Väter werden können oder möchten, träumen Lessings Jungfrauen von *einem* Vater und Goethes Jünglinge von *einer* Mutter. Das Phantasma einer singulären Familie verdunkelt den Tausch zwischen vielen Familien, der Familie kulturalisiert. Das macht eine infantile Sexualität, die vordem so öffentlich wie ununtersucht blieb, erst erwähnenswert. Die Kernfamilie wird ein komplexes Relais, das von der konjugalen Norm her all die beweglichen und fragmentarischen Sexualitäten der Kinder durch Aufschreiben erzeugt. Die Trennung von Eltern- und Kinderwelt erlaubt liebenden Eltern, Pädagogen, Psychologen das Archivieren kindlicher Elternliebeseerklärungen. Es entsteht, zumal bei den Müttern, ein mikrohistorisches Archiv, das Familienromane den Kindern als deren »Erlebnisse« einflischt. Sie werden Individuen, die statt der Zufälle von Geburt und Geschlecht »Entwicklungen« und Ursprünge »in« ihnen nach Regeln der »Reflexion« und Hermeneutik auslegen.

Diese Kopplung einer Sexualität, die einer kulturellen Codierung entspringt, und einer Rede, die als Selbstaussprache und -auslegung den Namen Poesie erhält, ist diskursanalytisch zu untersu-

chen. Denn die Kopplung (und nur sie) an Texten (und nur ihnen) analysieren kann weder die historische Sozialpsychologie, die die Emergenz der untersuchten Reden, noch die Psychoanalyse, die die Sexualisierung der Kinder voraussetzt. Die romantische Poesie ist diskursanalytisch Relais und Effekt der Semioteknik, die um 1800 die konjugale Familie matrilinear macht. Die Recodierung selber vollzieht der Roman *Heinrich von Ofterdingen*, ihre Effekte artikulieren Texte von Brentano, F. Schlegel, Tieck, Arnim und Hoffmann.²

1. Die matrilineare Recodierung

Klingsohrs Märchen hat die Funktion, die ausgesparte Primärsozialisation, die am Romanende Heinrichs Mutter hätte erzählen sollen (I 345), zu symbolisieren.³ Es bildet die Figurenkonstellation des Romans spiegelverkehrt ab: Aus der patrilinearen Initiation des Bildungs- und Künstlerromans wird eine matrilineare Sexualisierung. Darin ist das Märchen ein diskursives Ereignis. Zum erstenmal in der Literatur erscheint eine Familie, die alle Regungen und Regelungen zwischen Mutter und Kind von »der Wiege« (338) bis zum Ödipuskomplex *artikuliert*.

Die Bürgerfamilie befolgt dabei ein Mandat. Sie muß die kulturelle Reproduktion übernehmen, weil die Ära dynastischer Allianzen endet. Sie steht zwischen einer afamilial-unfruchtbaren Unterwelt archaischer Mütter und einer himmlischen Dynastie,

2 Textnachweise nennen jeweils Band und/oder Seite von: Achim von Arnim, *Sämtliche Romane und Erzählungen*, hg. von Walter Migge, Band II, München 1963; Clemens Brentano, *Werke*, hg. von Friedhelm Kemp, Bd. II, München 1963; E. T. A. Hoffmann, *Werke*, hg. von Walter Müller-Seidel, Darmstadt 1961-1965; Novalis, *Schriften*, hg. von Paul Kluckhohn und Richard Samuel, 2. Aufl., Stuttgart 1960 ff.; Friedrich Schlegel, *Kritische Ausgabe*, hg. von Ernst Behler, Paderborn u. a. 1958 ff.; Ludwig Tieck, *Werke*, hg. von Marianne Thalmann, Bd. II, München 1964.

3 Der Novalis-Teil resümiert und revidiert, um Beweigänge verkürzt, meinen Aufsatz »Die Irrwege des Eros und die absolute Familie. Psychoanalytischer und diskursanalytischer Kommentar zu Klingsohrs Märchen in Novalis' Heinrich von Ofterdingen«, in: Winfried Kudszus/Bernd Urban (Hg.), *Psychoanalytische und psychopathologische Literaturwissenschaft*, Darmstadt 1981, S. 421-470. Zur Mutter-Imago vgl. auch Gerhard Schulz, *Novalis*, München 1969.

die unfruchtbar wurde. Die Dynastie, erstens, produziert nicht, sondern kombiniert: Sterne und Figuren, Zeichen und Zeichen. Dies Spiel von Allianzen, zweitens, kommt zum Stillstand, sobald Arctur, der »allein nicht König sein kann« (308f.), seine Gattin an die Bürgerfamilie und seine einzige Tochter, der er keinen ebenbürtigen Gatten findet (vgl. 214f.), an einen Todesschlaf verliert. Die Allianzenordnung zerbricht an ihrer Hypergamie, und zwar buchstäblich: Um Freyas Unerlöstheit zu veröffentlichen und zu beenden, muß der alte Held (ein symbolischer Vater) das phallische Schwert der Dynastie zerbrechen.

Das Ende des Gesetzes, das Körper wie Zeichen codiert und Übertretungen des Codes unters Schwert gestellt hat, ist der Beginn der Norm, die Kinder sexualisiert und zu Individuen macht. Die Bürgerfamilie kombiniert und distribuiert keine Zeichen; sie produziert: Kinder und Imagines. Anfangs eine Kernfamilie aus »dem Vater«, »der Mutter« und beider Sohn Eros, wächst die Familie an um Sophie, die vom Himmel kommt, den Schreiber oder Tod (303), Ginnistan oder »die Phantasie« und die kleine Fabel, die der Vater mit Ginnistan zeugt. Ginnistan, zunächst nur Amme des Sohns, die einen Milchmangel der Mutter wettmacht, wird (in Freuds Worten) zur Sinnlichkeit, der die Mutter Innerlichkeit und familiale Kohärenz opponiert. Die familiale Erotik spielt also zwischen dem Mangel der Säuglinge, der sie auf Andere angewiesen macht, dem Mangel einer Mutter, ihn zu stillen, und einem väterlichen Begehren; sie koppelt Kinderpflege und Erotik. Darum kehrt ihre Kulturation an den Kindern als Liebe zur Brust nicht der, sondern einer Mutter wieder (294).

Der Oralisierung folgt die Inszenierung des phallisch-narzißtischen Stadiums. Der kindgemäßen Epochen-Pädagogik gemäß macht Ginnistan aus dem Schwertsplitter, den der Vater fand und der Schreiber archivierte, ein Kinderspielzeug.⁴ Der Splitter wird zur magnetischen Schlange, die sich phallisch nach Norden streckt und d. h., den »Eros« zur künftigen Geliebten Freya weckt, Eros selbst beim phallischen Spiel zum plötzlichen Jüngling. Dem Namen Eros synonym heißt also der Phallos als Objekt des Begehrens einer Mutter werden. Das führt den vorzeitigen Jüngling in die vorzeitige Ödipalität: in einen Reigen heterosexueller Paarbildun-

4 Vgl. Ingeborg Weber-Kellermann, *Die deutsche Familie: Versuch einer Sozialgeschichte*, Frankfurt/M. 1974, S. 110-112.

gen, der alle Kombinationen zwischen Vater und Sohn, Mutter und Amme durchläuft. Zunächst wird Eros von Ginnistan zum Schlafzimmer entführt, gehorcht aber einem Wink Sophies und ersetzt Sinnlichkeit durch Zärtlichkeit. Die »stille Umarmung« (295) zwischen Mutter und Eros, Echo einer imaginären Dyade, lenkt das Begehren des Vaters wieder auf Ginnistan, so daß der Agent des Inzestverbots zugleich das Beispiel seiner Übertretung gibt. Und weil das Begehren der sprechenden Wesen das Begehren des Anderen ist (Lacan), erregt das Beispiel beim Sohn ein verbotenes Begehren. Auf Befehl Sophies müssen Mutter und Ginnistan die Gestalten tauschen, um ihn »nicht in Versuchung zu führen« (296). Anders aber als der Wink wird die Untersagung übertreten, obwohl und weil sie artikuliert ist. Da »alle Schrancken blos des Übersteigens willen da sind« (III 296), sexualisieren sie die vordem »still umarmte« Mutter. Das Äußern des Verbots erst errichtet, was es im Geäußerten entzieht: die Imago (»Gestalt«) Mutter.

Demgemäß inszeniert die Mutter-»Phantasie« ein Schauspiel, das den infantilen Wunsch »Eros« vom Bild der pflegend-waschenden Mutter über einen »verbotenen Rausch« (305) zum Zukunftsbild seiner Liebesvereinigung mit Freya lenkt. Alle Frauenimagespielt dabei Ginnistan. »Die Phantasie« ist also keine bloße unbewußte Phantasie des Autors; sie symbolisiert den sexuellen Initiationsritus selber unter Kernfamilienbedingungen.⁵ Der Weg zur Reproduktion muß dem sprechenden Wesen vorgespielt werden, er folgt nicht Instinkten, sondern Phantasien. Denn das Infans, nach seiner schmerzhaften und vorzeitigen Geburt motorisch und sensorisch noch desorganisiert, kommt zur sozialen Einheitsfunktion Ich erst, wenn Andere ihm Phantasmen einschreiben und im Spiegel das trügerische Bild seiner Körperganzheit vorzeitig präsentieren. Das Szenario Ginnistans ist eine historische Variante dieses Spiegelstadiums (Lacan): Ihr Blick und Begehren lenken den Blick des Eros aufs Vor-Bild seiner Einheit. Er »dankt« ihr »mit tausend Entzücken« (300) seine Sexualisierung, die zur Konfusion von Mutter, Ginnistan und Freya, von Herkunfts- und Zielfamilie führt.

Das Märchenende schreibt diese mütterlich produzierte Kindersexualität fest: als Basis selber der neuen Goldenen Zeit. Das

5 Vgl. W. J. Fries, »Eros und Ginnistan: Ein Beitrag zur Symbolik in ›Heinrich von Ofterdingen‹«, in: *Neophilologus* 38 (1963), S. 23-36.

Märchen, statt einfach wie alle Märchen zuvor mit Hierogamien zu enden, unterstellt die Paare Eros-Freya, Arctur-Sophie, Vater-Ginnistan einer Mutterliebe. Eros' Mutter wird, da sie unter den Paaren keinen Platz mehr findet, von der Himmelsmutter Sophie zum abwesend-anwesenden Ursprung des ganzen Systems, d. h. zur Mutter aller und auch der Figuren ernannt, die andere Mütter haben. Alle trinken im Taufritual den Trank aus ihrer Asche, dessen Unerschöpflichkeit den mütterlichen Milchmangel und die Geburtsschmerzen der Kinder nachträglich tilgt. Lustvoll fühlen die neuen Geschwister ihre *generatio continua* aus *der* Mutter, die allen Ehen als imaginärer Inzest unterliegt. Ihre Liebe zueinander ist Liebe aus und zu der Mutter.⁶

Die Allmutter, die ewig gebiert, Gefühle intensiviert und Inzestphantasmen produziert, tritt anstelle des symbolischen Vaters, der in Geschlechter und Generationen einteilt. Kehrseite ihrer Ernennung ist darum die Tilgung des Schreibers oder Todes, der einzigen Figur, deren Platz im Schlußtableau das Märchen zu erwähnen vergißt. Sein textuelles Archiv beseitigt der Märchentext, damit das Inzestuöse der neuen Norm vor der Schrift so sehr »Geheimnis« bleibt, wie es Mündlichkeit stimuliert. Die Mutter wird zum Signifikat aller Laute: Das Liebesgeflüster der endogamen Paare *ist* »ihre Gegenwart« (315). Oralität, Mündlichkeit und Poesie des Diskurses werden eins.

2. Die Stimme der Mutter und das poetische Individuum

Die matrilineare Recodierung befolgt und feiert Kommunikationsregeln einer Kultur, die »die Mutterliebe zu Kleinkindern erfindet«.⁷ Die Kopplung von Oralität und Poesie entspringt einer Psycho-Pädagogik, die seit Locke und Rousseau den Müttern selber das Stillen und Ansprechen des sprachlosen Wesens (Infans) vorschreibt. Daß am Märchenende die matrilinearen und vaterlosen Geschwister/Paare singen und flüstern, statt den Sprechakt Treueversprechen zu vollziehen, und der »milchblaue Strom« (300) der

6 Vgl. Rolf Nägele, *Die Muttersymbolik bei Clemens Brentano*, Winterthur 1959, S. 22.

7 Edward Shorter, »Der Wandel der Mutter-Kind-Beziehung zu Beginn der Moderne«, in: *Geschichte und Gesellschaft* 1 (1975), S. 256.

Mutter selbst die Amme ersetzt, nimmt zeitgenössische Kritiken an den unmütterlichen Müttern von einst beim Wort:

Les mères, les remplissent, ces devoirs, avec exactitude, mais elles ne vont pas au-delà; elles ne chantent pas, elles ne parlent pas à l'enfant; elles ne cherchent pas à éveiller ses sens; elles n'ambitionnent pas de développer ses sensations par ... les agaceries de la tendresse maternelle.⁸

Die Kernfamilienmitte Mutter wird zum Relais einer neuen Produktivität, die die Sinne im dreifachen Wortsinn weckt: zu individueller Wahrnehmung, Sexualität und Ästhetik. Daß die Romantik den poetischen Diskurs Ausdruck eines Individuums und Träger einer elementaren Sinnlichkeit nennt, erweist als seine Matrix die Kommunikationssituation zwischen säugender, liebender, sprechender Mutter und Infans. Fabel dankt den »unzerreißlichen Faden«, der »aus ihrer Brust sich hervorzuwinden schien« (314) und Poesie als reinen Idiolekt bestimmt, dem Trinken an Ginnistans Brust. Brentanos Godwi saugt an der Brust einer Geliebten als dem »Quell aller Nahrung und Wollust« »alle Macht des Wortes, allen Zauber der Poesie« (Godwi, 138).

Die matrilineare Recodierung ändert den Status von Literatur. Die poetische Funktion (R. Jakobson), vordem Autonomie kultureller Symbole, wird eine phatische: Das »geheime Wort« oder Signifikat Mutter, das Kommunikation zwischen »Liebenden« eröffnet, ersetzt die »Zahlen und Figuren« (Novalis, *Ofterdingen*, I 344):

While to classical thought the institution of signs rendered possible human communication, it is now the very fact that man communicates with man which will define the signs.⁹

Wie das vorgeschriebene Sprechen der neuen Mütter, weil es Sprachkompetenz selber produziert, keine Inhalte mitteilt, so wird Poesie ein Spiel von Lauten. Daß sie »spricht, um zu sprechen« (Novalis, *Monolog*, II 672), bringt das Intransitive der ersten Kommunikationssituation wieder. Die Laute verschmelzen mit Natur, die Geräusche Murmeln und Raunen mit der Mutterstimme, die ja beim Infans Horchen und nicht Hören auslöst. Auf der Matrix ihrer Wiegenlieder, die umstandslosere Einschläferungsmethoden

8 J.-B.-D. Bucquet (1804), zit. Shorter (wie Anm. 7), S. 261.

9 Heinrich Bosse, »The Marvellous and Romantic Semiotics«, in: *Studies in Romanticism* 14 (1975), S. 228.

ablösen, entsteht an der Grenze von Rede und Schlaf seit »Wanderers Nachtlied« eine neue Lyrik.

Sicher hat das hominisierende Sprechen, um zu sprechen, jederzeit stattgefunden; nur wird es seit damals besprochen. Herder leitet »das Ich« vom Empfindenlernen an der Mutterbrust und das »Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele« vom infantilen Spracherwerb her.¹⁰ Diese Psychologisierung des Diskurses verschiebt ontogenetisch die Schwellen der Besprechbarkeit und Ansprechbarkeit. Rousseau noch datiert Selbstbewußtsein von der vollendeten Alphabetisierung an (*Confessions*, I); Brentanos fahrender Schüler kann erinnern, wie er der Mutter erste Laute vom Mund ablas (613). Das Besprechen des ersten Sprechens macht es erwähnenswert. Es öffnet den Spielraum der Kind-Genies, die nicht mit verbindlichen Sprechakten, sondern mit Lautspielen und Kinderworten Bewunderung erregen.¹¹ Gegenüber prosaischen oder bösen Vätern hüten und fördern Mütter die Träume und Traumerzählungen ihrer poetischen Kinder (Novalis, *Ofterdingen*, I 197 ff.; Hoffmann, »Der Sandmann«, *Fantasie- und Nachtstücke*, 336 f.).

Mit der Verschiebung der Sozialisierungsschwelle gewinnt ein Parameter am Diskurs, der körperlich und nicht digital ist, Macht über die sprachlosen Körper: Die Stimme wird zum Mythos einer Lyriktheorie, die in ihr »die geheimnisvolle Tiefe des Menschengestes und der Poesie« hört (Schlegel, »Goethes Werke«, nach der Cottaschen Ausgabe von 1806, III 113), und einer Sprachwissenschaft, die die indoeuropäischen Sprachen als Familie und Sprache überhaupt statt als Buchstaben als Laut untersucht. Die Feier der Stimme ist die Verpönung der Schrift; Präsenz und Individualität der Stimme leugnen Absenz und Symbolik des Signifikanten. In Klingsohrs Märchen ersetzt und entmachtet die singende Fabel den Schreiber (295, 308); Brentanos *Chronika* beginnt mit einer Mutter, die ihr Kleinkind singen und beten lehrt, und endet mit einer Sirene, deren Buch einen Jüngling in Ferne und erotisches Verderben lockt (585-596).

Mit der Poesie wird der Dichter ein anderer. Wenn nach Julia

10 Johann Gottfried Herder, *Sämtliche Werke*, hg. von Bernhard Suphan, Berlin 1877-1913, Bd. XXIX, S. 132, und Bd. VIII, S. 198.

11 Vgl. Gerhard Schaub, *Le Génie Enfant: Die Kategorie des Kindlichen bei Clemens Brentano*, Berlin, New York 1973.

Kristeva die abendländische Literatur die konjunktive Hierogamie orientalischer Texte in eine Disjunktion des Einen und der Anderen, des sprechenden Dichters und der stummen Frau überführt hat,¹² so bezeichnet die Romantik semiotisch den Moment, wo der Eine zum kindlichen Individuum und die Andere zur Mutter wird. Fortan »existiert die Frau« als sprechend ansprechende »Mutter und d. h., wie jeder weiß, um das sprechende Wesen sprechen zu machen«.¹³ Den Dichter definiert statt des binären Geschlechtercodes seine matrilineare Individualität. Klingsohrs Märchen bildet den Dichter in Heinrich als »die kleine Fabel« und nicht als deren Halbbruder ab. So wird die Dichterin möglich: Die »Aristeia der Mutter«, den blinden Fleck von *Dichtung und Wahrheit*, läßt Goethe Bettina Brentano schreiben.

Wenn Poesie die Stimme wiederholt, die ihren Sprecher sexualisierte, ist ihr Äußern schon die Erotik, die das Geäußerte beschwört. Wenn sie reproduziert, was Worte nur repräsentieren, kann kein Wort dorthin gelangen, wo es entsprang. Es ist ein Ursprung, so allgegenwärtig und verborgen wie die Mutter in Klingsohrs Märchen: ein stimmlicher Schatten, den die Worte immer werfen und nie sagen können. Auf der Spur einer Sexualität, die ihr als Stimme innewohnt, erzeugt der poetische Diskurs die Sexualität, die er nicht sagen zu können sagt. Das Kapitel »Treue und Scherz« der *Lucinde*, die ja »ein Kind« und beauftragt heißt, eine »mütterliche« Geliebte zu »lieblosen« (Schlegel, V 15), und die erotisierende Beichte inzestuöser Erotik, die Medardus als Schreiber ablegt (Hoffmann, *Die Elixiere des Teufels*, 288), sind solche positiven Rückkopplungen von Sprechen und Sexualisierung.

3. Hermeneutik des Ursprungs und Norm

Der gängigen These nach durchdrang Sexuelles den literarischen Diskurs, im Maß die bürgerliche Gesellschaft es zu sagen untersagte. Foucault hat das Gegenteil gezeigt. Die Sexualität ist ein Effekt von Diskursen; sie unsäglichen Ursprung nennen heißt Reden über sie hervorrufen, die, selber sexualisiert, kein Ende finden können.

12 Julia Kristeva, *Le texte du roman: Approche sémiologique d'une structure discursive transformationnelle*, Den Haag 1970, S. 60.

13 Jacques Lacan, *Le séminaire XX: Encore*, Paris 1975, S. 90.

So fungiert die Sexualität in einer Maschinerie, die Körper sprechen macht und einer neuen Organisation von Macht und Wissen einverleibt. Im Gegensatz zu Kulturen, die leben lassen und sterben machen, ist unsere Kultur und nur sie eine »Gesellschaft« geworden: Sie macht das Leben und läßt das Töten. Die Planifikation der Lebensbedingungen erfaßt Felder, die unterm Gesetz von Schwert und Allianz die Aufschreibungsschwelle nicht überschritten; sie erzeugt und speichert ein Wissen, das Aristoteles unmöglich nannte: das Wissen von Individuellem. Insofern ist »der Mensch« epistemologisch eine junge Erfindung. Er wird Subjekt (im Doppelsinn des Worts) erst in einem Wissen, das ihn den Untertan seiner Lebensbedingungen *und* den Herrn ihrer Erkennbarkeit und Veränderbarkeit nennt. Seit 1800 besprechen Literatur und Humanwissenschaften »Erscheinungen unseres Seins, die wir eigentlich wieder nur selbst sind, da sie uns und wir sie wechselseitig bedingen« (Hoffmann, *Späte Werke*, 765).

Das Konzept der Sexualität ist eine dieser empirisch-transzendentalen Dopplungen. Es bezieht die Körper auf eine Produktivkraft, die ihnen voraufliegt und zu entnehmen ist. Endlos durchläuft das Wissen den Zirkel zwischen sexuellem Ursprung, wo »der Mensch« produziert wird, und Individuum, wo der Ursprung einzig erscheint. Aus der Dichotomie von Gesetz und Übertretung wird der Wechselbezug von Norm und individueller Devianz, den neue Kommunikationssituationen und Hermeneutiken zu Wort bringen: Bekenntnis- und Erinnerungsrituale einerseits, Analytiken des »Unbewußten« andererseits. Sie unterstellen, daß die Sexualität unsere Wahrheit sagt, die wir nicht sagen können, wenn wir ihre Wahrheit sagen, die sie nicht sagen kann.

Klingsohrs Märchen konstruiert diesen Wandel von Wissen und Macht. Es geleitet von einer jurido-politischen Kultur zu Familiarität, Sexualität und Produktivität. Die inzestuöse Norm ist die Übertretung des alten Gesetzes, dessen Ende die Inthronisation des Menschen. Eros wird »der neue König« (314), aber ein paradoxer: Er herrscht nur, sofern er einem mütterlichen Ursprung untersteht, der seinerseits nur »Gegenwart« hat, sofern er in Eros zur Macht kommt. Das Individuum *ist* seine Geschichte; der Text geht zurück bis zur Wiege und vorwärts bis zur Goldenen Zeit, um den alten Mythos der Weltalter in eine Produktionslogik zu überführen: Am Ziel der romantischen Triade »wohnen« (315) in den Tempeln

Menschen, deren sexuelle Produktivität eins ist mit der physikochemischen Natur und dem organischen Leben.

Das Märchen vollzieht die matrilineare Recodierung der Figuren simultan und transparent. Damit errichtet es ein Dispositiv, das andere romantische Texte anamnetisch und asymptotisch durchlaufen können. Ihnen wird der mütterliche Ursprung, den das Märchen nennt *und* in die Innerlichkeiten versenkt, zum geschichtlich versenkten Movens und Ziel endloser Hermeneutik. Nach diesem Schwenk von Gleichzeitigkeit in Zeitentiefe haust die Herkunftsfamilie als Geheimnis im einzelnen. Romantische Texte behaupten genealogische Identitäten nicht, wie der höfische Roman, durch ein Nacheinander von Eltern- und Kindervita, sondern durch empirisch-transzendente Faltung des Individuums. Ihre Entfaltung aber bringt zutage, wie die sexualisierte Familie den Instanzen der Macht und des Wissens dient.

Tiecks *Blonder Eckbert* ist eine direkte Fortsetzung von Klingsohrs Märchen. Beide überführen die Konjugalität der Märchenform, die Klingsohrs Vorbild Goethe wahrte, in Endogamie. Aber während Novalis den Inzest als Codierung durch die Mutter Sophie ans Ende stellt, gerät er bei Tieck zum unvordenklichen und wiederzufindenden Anfang: Immer schon sind Eckbert und Bertha väterlicherseits Geschwister, nur decodiert das erst am Ende eine Hexe, die selber der Fluchtpunkt aller Phantasmen des kinderlosen Paares ist. Eine Mutter, die ungeschieden weibliche und männliche Züge zeigen kann, dominiert also die Patrilinearität, die das Erzählen genealogisch wahrte.

Das gilt auch auf der Ebene des Erzählten. Die eine Hexe ersetzt der unehelichen Bertha beide Pflegeeltern, denen ihr Vater sie übergab. Dominiert hat der Pflegevater, der Bertha zur Arbeit erziehen wollte. Sie aber flieht, nicht anders als die Heldin des Märchens *Die Elfen*, in eine Märchenwelt, die sein Wort nicht erreicht. Die Kinderwelt ist eines der Phantasmen, das der Kernfamiliensozialisation entspringt und deren Scheidung von Erwachsenen und Kindern¹⁴ redupliziert in dem Wunsch, ewig Kind zu bleiben (179); ein Phantasma, weil die Kinder einer unsymbolisierten Mutter verfallen. Wie Novalis eine kindliche »Entwicklung« ohne Eltern-

14 Nach Jan Hendrik van den Berg dienen sogar die Erneuerung und Literarisierung der Märchenform selber dieser Trennung. Vgl. *Metabletica: Über die Wandlung des Menschen*, Göttingen 1960, S. 81 f.

eingriff konfundiert mit einer »Erziehung«, die der Vater »ganz in den Händen der Mutter gelassen hat« (I 326), so herrscht über den »kleinen Familienzirkel« aus Bertha, Hund und Vogel die Hexe. Deren »Tochter« durchläuft darum präödicale Sexualitäten. Die Tiere, als »längst gekannte Freunde« geliebt (16 f.), werden narzißtische Spiegelbilder, weil eine Mutter die Identifikation mit ihnen inszeniert und so wenig Differenz errichtet hat, daß die Liebe in Paranoia umschlagen kann. Der Vogel, der Eier mit Perlen legt und ein Lied singt, dessen »Worte beständig wiederholt« werden wie Traumposie und Wiegenlieder (14), zeigt anale und orale Züge. – Auch in Arnims *Isabella von Ägypten* erzeugt die Dyade zwischen elternloser Bella und hexenhafter Pflegemutter narzißtische Verdopplungen wie den Golem Bella, anale Wesen wie den Bärnhäuter und phallische wie den goldfindenden Alraun, dessen Ehe in Dauernlutschen aufgeht (523). Beide Märchenwelten, die groteske und die märchenhafte, sind und haben Produktivität. Bellas Liebhaber, ein Herrscher im Frühkapitalismus, zieht die polymorph-perversen und produktiven Sexualitäten der Liebe und Heirat Bellas vor; der Märchenvogel macht möglich, was Bertha »in der Kindheit immer nur träumte«: den Pflegeeltern den »Reichtum« (20) (ihres Vaters) zu schenken, an dem sie sie maßen und entwerteten. Die Regression zur archaischen Mutter also befähigt das Kind, das Mandat der Produktivität zu erfüllen, das der Diskurs der Anderen ihm einflusste.

Wie Berthas Diebstahl und Flucht aus dem Hexenhaus, so untersteht auch ihr Erzählen davon dem Diskurs der Anderen. Nur einer Intimität zuliebe, deren Norm die Familie ist, erzählt Bertha anderen als Eckbert ihre Kindheit. Die Innerlichkeiten, die »sich ganz mitzuteilen« meinen, wenn sie ihren Ursprung erinnern, sind Wiederholungszwang einer infantilen Kommunikationssituation: Immer wieder sprechen sie über den Familienzirkel, um Fremde als »Freunde« (9) *in* ihn einzubeziehen. Dem Spiegelstadium gemäß schlägt die narzißtische Identifikation indessen in Paranoia um: Eckbert mordet den Hörer von Berthas Beichte und flieht den Hörer seiner Mordbeichte, weil er den »Mißbrauch« einer »Vertraulichkeit« fürchtet, die er selber herstellte (21). So paradox ist Kommunikation, die nur Gefühle intensiviert und Kernfamilienintimität sprechend reproduziert. Sie muß, bei Novalis, den Schreiber beseitigen, dem die Endogamie Endogamie hieße, und, bei Tieck,